



Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 49

Beilage zum
Rheingauer Bote.
 Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Über dem Berg, am südwestlichen Heinbodel, lag der kleine Weiler Zell. Und in dem äußersten Häuschen dicht am Walde hauste die Ursel mit dem Holzern Franz und einer frischen, ungebundenen Kinderschar. Sie hatte ihr Amt als Hausfrau und Mutter übermit Liebe und Strenge. Die Buben, die wilden und hielt sie gar tüchtig im Zaum, aber für das kleine Mädchensonnenscheinchen, erwachte in ihr eine bisher ängstlichme Zärtlichkeit. Bald hatte die neue Mutter das Vernd die jungen Herzen für sich gewonnen. Der Holzern

Jah, vom Brennermühlhofe nach Hause und die Kinder hingen sich schreiend und bettelnd an ihn, denn er kam nie leer. Die Elisabeth steckte ihm beim Weggehen regelmäßig ein Päckchen mit Weißbrot oder auch Birnen und Zwetschgen für die Geschwister unter den Arm. Aber heute hatte er noch etwas ganz Besonderes.

„Meßelhupp' von der Müllerin“, jagte er und übergab der Ursel ein großes Paket. Mit allgemeiner Neugierde und Spannung wurde das Paket recht umständlich geöffnet. Es kamen Würste, Fleisch und ein großes Stück frischer Sped zum Vorschein.

Der Jubel war groß. Der Vater würde sich freuen, wenn er nach Hause kam. Und der Jakob erzählte weiter:

„'s war 'n gut's Jahr, heuer. Die große Scheuer ist vollgespickt, keine Garb' geht mehr rein! Und morgen ist Sichelent' in Furtmühlbach. — Zu Mittag gibt's beim Bauern G'schlachtets



Donauübergang deutscher Truppen. Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft.

ein wohlgeordnetes und gemütliches Stübchen, wenn den Abend müde und abgearbeitet nach Hause kam, der früheren Schwägerin ein dankbares Gemüt. Wie immer am Sonnabend, kam der älteste Bub, der

und Bier. Und am Abend geht's auf die Bürgelhalde, da wird ein Dankfeuer g'macht, daß man's bis übern Heinbodel sieht. — Ich sag' euch, — dös wird fidel!“

Die kleinen Geschwister hatten dem älteren Bruder stolz und

bewundernd zugehört und unbeachtet war es im Stübchen dunkel geworden. Der kleine Wilhelm stand auf der Fensterbank und drückte das Köpfchen an die Scheiben.

„Mutter!“ rief er erst einmal, „der Vater — und sie bringen einen!“

Es wurde die Tür aufgestoßen und der Holzerfranz trat mit einem anderen Holzmann einen fremden, ohnmächtigen Mann in die Stube.

„Ursel, mach Licht! — Und schaff Wasser, hurtig! — Und was Warmes, — Supp' oder Milch!“ rief der Holzerfranz.

Sie brachten ihn in die Kammer auf ein Bett und rieben ihm Schläfen und Brust mit kaltem Wasser. Und die Ursel brachte Licht.

Jetzt erst fiel dem Holzerfranz der gänzlich vernachlässigte Zustand des Mannes auf. Aus seinem verwitterten, eingefallenen Gesicht hing ein wilder, struppiger Schnauzbart. Der Kopf war schütter und ungepflegt. Zwischen den dünnen Haarsträhnen lagerte ein wochenalter, fettiger Schmutz. Kleine Holz- und Strohsplinter hatten sich darin verwickelt.

„Ein Handwerksbursch“, flüchte der Holzerfranz auf. „Droben beim Lunnel haben wir ihn aufg'lesen. Der arme Bursch ist schlapp vom Wandern und Hungern.“

Sie gaben ihm Milch zwischen die dürren Lippen, die er matt und langsam einschlürfte. Die Ursel schaffte eine Schüssel mit heißer Suppe zum Bett und legte Brot und Wurst aus der „Mezelsuppe“ auf einen Stuhl. Dann besorgte sie das Nachtmahl für Mann und Kinder.

Der ausgehungerte Geselle in der Kammer erholte sich schnell. Ein heißer, unklarer Blick aus seinen rotgeschwollenen Augenhöhlen irrte von den umstehenden Buben zum Holzerfranz.

„Ihr müßt essen, Vetter, Ihr seid hungrig“, sagte dieser und schob ihm die warme Suppe näher. Der andere brummte etwas wie „Vergelt's Gott!“ und der Vater ging mit den Kindern aus der Kammer und setzte sich an den Tisch, um auch seinerseits dem knurrenden Magen Genüge zu tun.

„Gelt, Vater, wir behalten ihn?“ bat der kleine Wilhelm recht treuherzig.

„Ja, so lang, bis er wieder gehen kann, Wilhelm, — so ist's gottesfürchtig!“

Als aber nach kurzer Zeit die Ursel in die Kammer ging, um dem Fremdling noch einige warme Kartoffeln zu bringen, überfiel sie ein plötzlicher Schreck beim Anblick des aufgenommenen Menschen, der jetzt aufrecht am Bettrand saß und gierig auf Brot und Wurst embüßte.

„Jesus!“ hauchte sie hervor. Dann stellte sie eiligst ihren Kopf ab und stürzte aus der Kammer. Fast gelähmt vor Entsetzen flüsterte sie ihrem Manne zu:

„Wir haben einen schlimmen Gast! — Der Peter ist's!“

„Wer?“ fragte der Holzer verständnislos.

„Der Brennerpeter, — du weißt doch, der —!“

„Was sagt's! — Der da drinn'?! — Hexensakrament!“

Die ganze Familie war in eine ängstliche Aufregung versetzt. Die Kleinen fingen an zu heulen. Als nach einigen bangen Minuten der Jakob zur Kammertür ging und öffnete, war die Kammer leer. Ein Fenster stand geöffnet. Der Strolch hatte sich Unheil ahnend, aus dem Staub gemacht.

„Jesus, Jesus!“ jammerte die Ursel, „wenn er nur nix Schlimmes im Schüb' führt?! — Jaßl, tu's nur gleich vermelden in der Trüb' drüben im Mühlhof.“

Aber der Fall hatte am andern Morgen seinen Sinn auf das bevorstehende Fest gerichtet und bis er in der Brennermühle ankam, ganz und gar darauf vergessen.

Wenn die letzte Garbe eingeführt ist, wird in Furtmühlbach am nächstfolgenden Sonntag die „Sichelheil“ gefeiert, ein Erntefest, das der Bauer seinen Knechten und Mägden veranstaltet zum Zeichen seiner Zufriedenheit. Die Sichel ist aufgehängt und das für die Ernte ausschließliche eingestellte Gesinde wird abgelohnt.

Es war ein heißer Sommer. Die heurige Getreideernte war reif und sehr ausgiebig. Knechte und Mägde hatten manchen Schweißtropfen in strenger Feldarbeit geopfert. Der Martin hatte dann eigens zur „Sichelheil“ ein fettes Schwein geschlachtet und ein großes Faß Bier aufgestellt.

Im ganzen Dorf war ein lustiges Treiben an diesem Sonntag. Die Mägde hatten sich aus Haberstroh kleine Kränzlein geflochten und die Knechte trugen goldschimmernde Ahren auf den Hüften.

Mit Dunkelwerden begann auf der Bürgelhalde eine Belagerung eigener Art. Auf dem höchsten Punkte war ein großer Strohhäufen aufgeschichtet. Die Burschen banden ein Strohbüschel um einen alten ausgebeuteten Besenstiel oder sie hatten einen Kübel angebohrt, in dem sich noch Reste von Wagenfalte oder Teer befanden, und ihn auf einer langen Stange befestigt. Noch Betglod' zogen dann die Knechte und Mägde mit ihren Bauern und Bäuerinnen auf die Bürgelhalde, und niemand durfte fehlen.

Die Lisbeth konnte sich nur schwer entschließen, den Gottfried allein im Haus zurückzulassen ohne Obhut. In seinem Bettchen still und friedlich und schlief seine sorgenlosen Kinderschlaf und träumte vielleicht vom „Hämannchen“. Aber der Martin drängte und sie gingen. Stunde wollten sie wieder zurück sein.

Oben auf der Bürgelhalde wurde der Strohhäufen großes Dank- und Freudenfeuer abgebrannt und das veranstaltete ein Fadelbrennen. Paarweise gingen Sie brennenden Stroh- und Rübelfadeln im großen Kreis lodernnden Strohhäufen und sangen lustige Erntelieder.

Die abgebrannten Fadeln flogen prasselnd in die Luft. Der Träger der Fadel, die am längsten anhielt, war Sie bekam von seinem Dienstherrn einen Taler als Auszahlung. So war es üblich.

Der Martin, die Lisbeth und der Deder-Andresel starrten zusammen und sahen dem übermütigen Spiele zu. Es schöner, geheimnisvoller Abend. Vom Heimbodel wehte ein Lüftchen herüber. Still glommen die Sterne. Eine Nacht brach herein.

Die drei empfanden ihre Schönheit unbewußt. Lisbeth dachte an ihren kleinen Bub, der jetzt so süß in dem Bettchen schlummerte.

Aber auch drüben aus dem Dunkel des Heimbodels zwei kleine Augen in die Nacht, siebergelühend, — heimatlich sahen die ferneren, dunklen Gestalten um das Feuer hinüber ihren finsternen Brauen zuckte ein wilder Gedanke um zu fliehen und zu brodeln im franten, unseligen Gehirn.

Minuten unterhalb lag still die Brennermühle, und eine ruhte unter der milden Last einer reichen Ernte. Von gelblicher lam Gesang und ein tolles, lebensfrohes Faucheln. Über die nächsten Nadelzweige zischelten gleich zu Schlangen: „Ausgestoßen — heimatlos . . .!“

Da verzog sich ein wüßtes, ediges Gesicht zu einem lichen Grinsen und über frostige Lippen gurgelte ein grimmiges Lachen.

Unterdessen waren auf der Bürgelhalde die Fadeln brannt. Nur zwei Burschen eiferten noch um den drehten ihre brennenden Hölzer und suchten die Flämmchen zu erhalten. Nun verblühte auch die eine der rothaarige Siehlermichel blieb der letzte.

„Zuhei!“ schrie dieser. „Wo ist mein Dienstherr? mayerbauer, meinen Feuertaler!“ während ihn die anderen Schultern hoben.

Aber der Hagmayerbauer fehlte. Der Sieger wurde im Triumph um das glimmen getragen und der Siehlermichel konnte jetzt ehrenhaft Ruß verlangen von der Dine, die ihn bei der Fadelbegleitung hatte. Er zögerte auch nicht, es zu tun. Aber wehrte sich.

„Michel, komm mir net zu nah oder i tray' dir die aus'm G'sicht!“ schrie ihn die Ruhmagd an.

Die übrigen Knechte und Mägde freuten sich. Sie laut und eiferten das ungleiche Paar an durch höhnische Das mußte einen Hauwispaz abgeben.

Aber plötzlich wurde das tolle Spiel abgebrochen. Es dazwischen gerufen: „Seht dort — im Dorf . . .!“

Alle schauten ins Tal. Man wurde ernst. Auf den Gesichtern malte sich eine ängstliche Spannung.

Am Saum des Heimbodels sah man eine hellgraue säule aufsteigen. Sie hob sich deutlich aus dem Dunkel der gebrochenen Nacht. Sie wurde größer, stärker und jelleres Aufleuchten! — Eine Flamme schlug aus einer Die Lisbeth schrie auf: „Heiliger Gott, — mein Bub!“

Ein Gemurmel entstand, immer lauter, deutlicher, zu einem wirren Durcheinanderschreien erhob.

„Der Mühlhof brennt!“

„Alles raste davon, in wilder Hast, hinunter ins Tal drüben wuchs die Flamme zum ungeheuren Brand.“

Der Martin stürmte allen voraus. Es war fast eine Stunde Weges und sein Kind war mitten in den Flammen Dorfe sprangten Burschen auf Säulen durch die G jagten als Feuerreiter nach zwei Richtungen hinaus:

„Feurio! Feurio! Der Mühlhof brennt! — Der Mühlhof brennt!“

Die Männer liefen nach den Löscheräten. Die sammelten sich um die jammernde Lisbeth und trösteten des Laufens so viel wie möglich.

Als der Martin in die Nähe der Brennermühle seine Pferde ledig und scheu geworden über die Wiesen g Einige Burschen versuchten, sie einzufangen. Rufe, Gänge und Hennen kamen ihm schreiend entgegen.

um das brennende Antwesen standen schon mehrere. Ratlos gafften sie auf das verzehrende Element. aus, Mühle, Scheune, Holzschuppen — alles brannte. ites, brauendes Flammenmeer!

in einem Chauffeeegraben an der Straße saß der Hag- und hielt den kleinen zappelnden Gottfried umschlungen. roßvater war auf den ersten Ruf: „Die Brennermühle zum Mühlhof gelaufen, nur von dem Gedanken ge- s Gottfriede ist drin!“ Dann war er in das brennende stürzt und hatte sein Entelkind aus dem gesunden, harm- schlaf gerissen. In der Eile konnte er kaum seinen eigenen das zitternde Körperchen schlagen, das nur mit einem Hemdchen bekleidet war.

ere waren in die Stallung gedrungen, hatten das Vieh nden und alles Lebende aus dem Hof getrieben. ham hatte sich die Lisbeth bis hierher geschleppt. Der red saß ihr in allen Gliedern. Mutlosigkeit und Entsetzen ihr die Sinne rauben. Aber beim Anblick ihres gesunden löste sich der Bann. Sie fühlte wieder Kraft. Vor dem iel sie nieder und nahm ihm weinend ihr Kind ab und d herzte es in verzweifelter Freude. Und der Hagmayer- peinte mit.

weiter Platz hatte sich jetzt mit Menschen angefüllt. Das Dorf war auf den Beinen. Der Martin stand ebenso un- wie alle anderen, dem mächtigen Feuerherd gegenüber. ne Dorfspritzte reichte nicht aus im Kampf mit dem wilden e. Auch konnte nur mit großer Umständlichkeit Wasser schleppt werden, da die Nähe der Flammen und die age den nächsten Zugang zum Mühlbach verwehrte. Das mußte mit Bedacht und an verschiedenen Stellen zumal worden sein.

brach auf der Scheune der Dachstuhl zusammen. Ein Krachen. Ein dichter Funkenregen sprühte nach allen Der ganze Ernteseigen stieg in die Luft gleich zudenden Auch die nächsten Tannen begannen zu brennen und deln eröffneten ein helles, tausendfaches Geknatter. Darz quoll aus der gesprungenen Baumrinde und lief an mmen herunter. Der ganze Heimbodel schien zu glühen, einzige feurige Lohe. Grelle, blendende Helligkeit war her und der Himmel strahlte in rosigter Färbung. ar ein Schauspiel geboten von überirdischer Schönheit, ergreifender Tragik. Der Martin stand davor in unge- Gut und in bitterem Schmerz, um sein Werk, das er in gem, mühsamem Arbeiten aufgebaut hatte und das nun gen Minuten in sich zusammensiel als ein Nichts, ein schmutziger Trümmerhaufen.

er den verdunsteten Menschen ging die wilde Frage um: t's getan?!" Allmählich wurden auch Vermutungen laut. mayerbauer sah plötzlich viele Blicke auf sich gerichtet te darin eine fürchterliche Anklage lesen.

über der Straße, aus der Schar junger Burschen, die sig gestikulierend auf den Martin einsprachen, wurde die des Siehlermichels laut:

er hat's getan, der net beim Fadelbrennen war!" alte Mann erschrak. Galt ihm der Verdacht? War es daß sie ihn einer solchen Tat fähig hielten? Konnte man mayerbauern so viel Gottloses, so viel Ungeheuerlichkeit ?! Sein Inneres empörte sich bei solchen Gedanken. Die ham stieg ihm zu Kopfe. Er stand auf, legte seine rechte i die Brust und wollte sich gegen die Männer, gegen ihre wohenden Blicke verteidigen. Aber er fand keinen Anfang. e, man würde ihm in diesem Augenblick nicht glauben. kam ihm der Martin zu Hilfe. Wild fuhr er auf und stellte nsterem Zorn gegen die Burschen:

er sagt ein Wort, — der mir's net beweisen kann!" diesem Augenblick ging eine starke Bewegung durch das e. Kaum vierzig Meter oberhalb der brennenden Mühle ter einer starken Tanne ein Mensch gestanden und wurde mbar von der zunehmenden Hitze vertrieben. Es waren anden, die er benützte, um zum nächsthöheren Baum zu Aber man hatte ihn gesehen und — erkannt.

Brennerpeter!" — Es war Jall, der Knecht, der es rief.

(Schluß folgt.)

Der Zylinder.

Novellette von D. L. (Nachdruck verboten.)

sehen Sie, da haben wir's ja!" rief Herbert voll Unge- uld seiner eben eintretenden Wirtin zu, „der Wagen ist der Kerl schickt mir den Hut nicht!"

es ist ja noch nicht zehn Uhr, Herr Doktor“, beruhigte in den aufgeregten jungen Mann, der vor dem Spiegel

hand und an seiner weißen Kravatte herumneffelte. „Der alte Bremer hält Wort, darauf können Sie sich verlassen.“

„Ja, das sagen Sie, Frau Krause! — Diese Beute, diese Handwerker! — Man kennt das ja. — Hätte ich mich bloß darauf nicht eingelassen.“

„Aber was wollten Sie denn sonst machen, Herr Doktor? Mit Ihrem alten Kalabreser können Sie doch nicht zur Hochzeit fahren, und so ein Hut ist unter fünfzehn Mark nicht zu haben, wenn es etwas Ordentliches sein soll. Meinem Mann jetner hat sogar achtzehn Mark gekostet damals, und — passen Sie mal auf — wenn der alte Bremer den unter den Fingern gehabt hat, der wird wie neu. Da können Sie Staat mit machen.“

„Na, hoffen wir das Beste“, meinte der junge Mediziner, während er einen unruhigen Blick auf die Wanduhr warf. „Aber doch habe ich doch immer. Gestern war es noch so angenehm, und wenn dieses ungemütliche Wetter heute. Mein Paletot ist auch nicht mehr der Beste — und so auf Talle ...“

„Aber schön sieht er aus, der Frack“, meinte Frau Krause, in dem sie ihren Mieter mit Wohlgefallen musterte, „extra was für Sie gemacht. So schön kann der Bräutigam gar nicht aussehen.“

„Ja, nicht wahr? — Er sieht wenigstens.“

„Wie angegossen, Herr Doktor. Nun bloß noch den Zylinder, dann ...“

Der schrille Ton der elektrischen Glode unterbrach die Redselige, und mit dem Rufe: „Passen Sie auf, jetzt kommt er!“ eilte sie auf den Korridor hinaus.

„Sehen Sie, der alte Bremer hat Wort gehalten!“ klang es gleich darauf von draußen her, und strahlend vor Befriedigung trat die Wirtin mit dem aufgearbeiteten Kopfschmuck ihres verstorbenen Gatten wieder in das Zimmer.

Auch Herbert fiel eine Zentnerlast vom Herzen, als er das dem modernen Menschen so unentbehrliche Garderobestück erblickte. Im nächsten Augenblick hielt er den Hut in den Händen — aber sein Gesicht verlängerte sich, und entsetzt starrte er auf die altmodische Form und das wunderbare Farbenspiel, in dem die glänzende Oberfläche in der Sonne schillerte.

„Das ist der Hut, Frau Krause?“ stotterte er, indem er fassungslos die farbigen Streifen betrachtete, die das Licht auf der piegelnden Fläche hervorlockte. „Den hat Ihr Mann getragen?“

„Gewiß, Herr Doktor“, erwiderte sie mit etwas unsicherer Stimme. „Das war ein teurer Hut. Passen Sie mal auf, wie der Ihnen steht.“

„Hergott, hätte ich das Ding doch bloß vorher gesehen?“ rief Herbert mit wachsendem Entsetzen. „Damit soll ich gar Hochzeit fahren?“

„Na, erlauben Sie mal“, versetzte Frau Krause beleidigt, „ich weiß gar nicht, was Sie eigentlich wollen.“

„Was ich will?“ brauste er auf. „Sie wissen nicht, was ich will? Wuten Sie mir denn wahrhaftig zu, mit diesem Scherz auf die Straße zu gehen, mich zum Gespött zu machen vor all den Gaffern und den Hochzeitsgästen? — Ist denn der Kerl ver- rückt, mir einen solchen Hut zu schiden? — Das müssen Sie doch einsehen, daß ich dieses miserable Gestell unmöglich aufsetzen kann! — Und das Ding hat Ihr Mann getragen? — Na, ich dachte!“

„Na, nun wird's mir aber doch zu bunt, Herr Doktor!“ platzte die Wirtin los. „Der Hut ...“

„Der Hut“, unterbrach er sie wütend, „ja, der Hut, der Hut — der Hut ist wie neu — natürlich! — Das werden Sie mir ein- reden. — Sehen Sie denn nicht zum Kukud, daß das Ding ganz buntchedig aussieht? — Und diese Form! Vor hundert Jah- ren ist der vielleicht mal Mode gewesen!“

„Na, was brauchen Sie ihn denn so in die Sonne zu halten,“ eiferte sie, „da sieht jeder Seidenhut bunt aus!“

„Wie ein Chamäleon sieht er aus!“ schrie Herbert entsetzt. „Das ist überhaupt ein ganz vorjintflutliches Ding; — zum Kastenball können Sie den aufsetzen! — Es ist einfach eine Un- verschämtheit von dem Kerl, mir solchen Hut zu schiden!“

„Aber nehmen Sie doch nur Vernunft an, Herr Doktor“, suchte Frau Krause von neuem zu beschwichtigen. „Probieren Sie ihn doch wenigstens einmal auf, — beim Tragen ist das gar nicht so schlimm zu sehen.“

„Nicht so schlimm zu sehen? — Wenn ich bloß eine Ahnung gehabt hätte, wie das Ding aussieht! — Aber wo soll ich denn im Augenblick noch Geld aufstreiben? Das ist doch ganz unmag- lich! — Nee, es ist wirklich unglaublich, es ist einfach ...“ Er verschluckte die letzten Worte und wandte sich ratlos um. „Und Sie haben auch kein Geld mehr?“ fragte er dann.

„Nee, Herr Doktor, mir ist es auch knapp diesen Monat.“

„Na, dann tun Sie mir wenigstens den Gefallen und schiden Sie den Kerl fort“, sagte er beherrschend. „Er soll nur allein nach der Königstraße fahren. — Der Kerl knallt ja die ganze Straße zusammen.“

„Aber Herr Doktor,“ rief die Wirtin erschrocken, „Sie müssen doch Ihre Cousine abholen; das wäre ja noch schöner. Was soll denn Ihr Onkel sagen?“

„Ja, wie soll ich denn das machen?“ schrie er, von neuem in Wut geratend. „Wollen Sie mir vielleicht sagen, wie ich das machen soll? — Ich kann doch nicht ohne Hut fahren — und mit diesem Monstrum erst gar nicht. Die Leute würden ja denken, ich bin verrückt geworden.“

„Wenn Sie sich doch nur zureden ließen, Herr Doktor“, beharrte sie. „Überzeugen Sie sich wenigstens! Wenn Sie ihn aufhaben, sieht's kein Mensch.“

„Geben Sie her!“ sagte er verzweifelt, der Frau den Hut aus der Hand reißend, und trat damit vor den Spiegel, um sein wohlfrisiertes Haupt damit zu schmücken.

Aber wie ein Futteral sank ihm das Ungetüm über den Kopf bis zu den Ohren herab, und mit einem Fluch schleuderte er es von sich, daß es mit dumpfem Getöse auf den Fußboden aufschlug.

„Was fällt Ihnen denn ein?“ kreischte die Wirtin. „Ist das der Dank dafür, daß ich Ihnen aus der Verlegenheit helfen wollte?“

„Natürlich, das ist der Dank dafür, daß Sie mich in diese Verlegenheit gebracht haben!“ tobte er. „Das hätten Sie sich selber sagen können, daß ich mit diesem Lapp nicht zur Hochzeit fahren kann.“

Aber zu Ihrem Begräbnis werde ich ihn aufsehen, darauf können Sie sich verlassen. — Ihr Mann muß ja einen anständigen Wascherkopf gehabt haben, wenn das Ding ihm gepaßt hat!“

Frau Krause war entsetzt vor ihm zurückgewichen und schnappte nach Luft. Er aber rannte wie besessen im Zimmer umher und preßte beide Hände gegen die Stirne.

Wie sollte er sich aber aus dieser furchtbaren Situation herausreißen? Er mußte ja fahren, — es gab keinen andern Ausweg. Denn mit dieser Einladung bot ihm der Onkel zur Versöhnung die Hand, und daß er Hedwigs-Kavalier sein sollte gerade an diesem Tage, an dem ihre Schwester Wanda sich vermählte, berechnete ihn zu den schönsten Hoffnungen. Er wußte, daß sein Vetter Edgar sich darum bemüht hatte, diese Versöhnung

herbeizuführen, und ahnte, daß dies auf Hedwigs Veranlassung geschehen sei. Und nun, wo es sich um seine ganze

handelte, traf er so erbärmliches Ein Gut, ein elegant modischer Zylinder imstande sein, seine Hoffnungen und ten zu zerstören?

Es war, als ob Sinne verwirren ser Vorstellung, u recht zu wissen, tat, ergriff er den Dame bestimmte menstrauß, riß den malträtierten der Hand und stür Tür hinaus und d ve hinab, ehe die Frau noch ein W vorbringen konnte

Erst das Rauschen des Wagens auf dem weckte ihn aus seiner Trübung, und nun er sich mit Schrecken der Lage bewußt. Er ging einer Kasse entgegen, die ihm schafflich, moralisch physisch vernichtete. Er sah sich der Seite und der Be preisgegeben, so ganzen Hoffnungen ganze Zukunft ver sah seinen Neben den ihm verhaftet for, der jetzt fort bei seinem Onkel te, triumphieren nisch seine Nieder seine Blamage k und eine plöcklich kam über ihn.

Mit brutalem erfaßte er den un Gegenstand seines Zornes und bearbeitete ihn mit dem daß es krachte und knallte, und er hätte sich wohl noch darum bemüht, ihm eine zusagende Form zu verleihen nicht ein zufälliger Blick aus dem Wagenfenster ihm gezei



Stochherd deutscher Marinefeldaten vor einem Unterstand in den Dünen.

Phot. Hohlwein.



Der Übergang über die Donau. (Mit Text.)

Wie Krampfadern zogen sich die Spuren der Mißhand seiner rauhen Oberfläche hin und gaben ihm ein so abschüßliches Außeres, daß er bei diesem Anblick seine Selbstbeherrschun

daß er reits den T... in... befan... Sch... ihm... Glic... be... seine... stieß... Faul... Gie... Höhl... zer... Hül... ble... ver... über... lieb... stre... vor... den... hau... ten... auf... wa... Aber... und... lich... le... mit... e... ver... ante... sein... an... und... me... ein... und... mia



Blick auf Belgrad von der Donauseite.

und aus Furcht vor dem drohenden Aufsehen den Wagen aufreiß, um hinauszuspringen. Gerade in diesem Augenblicke aber hielt er den Wagen an, und Herbert befand sich am Balcon dem Hause stand Hedwig mit einigen Damen im Gespräche winkte ihm zu.

anz verzweifelt ergriff er den Hals mit dem Blumenstiel seines Hutes und eilte wie betäubt zwischen den Bäumen hindurch dem Haupteingang zu. Atlos und unentschlossen blieb er hier im Augenblicke stehen, aber es half nichts; die neuen Wagen führten neue Wagen vor, und er mußte vorwärts, er mußte die Sache durchkämpfen, was auch daraus werden mochte. Noch hoffte er, mit Vorsicht unbemerkt in den dämmerigen Korridor gelangen und dort sich seiner unförmlichen Kopfbedeckung schnell entledigen zu können, aber auch diese



Professor Dr. Lindner,
Erfinder der Fettgewinnung aus Gese.

ihn lebhaft zu begrüßen während der Hausierer scheu beiseite trat. „Guten Tag, Herbert!“ rief er ihm entgegen. „Herrgott, bist du erhitzt! Na, komm man erst herein. Du siehst, wir haben die Sache geschoben.“

„Ja, Edgar,“ erwiderte Herbert, während er eintrat und die Tür hinter sich ins Schloß drückte, „ich danke dir und werde es dir nicht vergessen.“

„Schön, schön! Aber so glatt geht es doch nicht. Hedwig will durchaus heute den Professor zum Begleiter haben, und da hat Papa schließlich gesagt, daß du dich der Rosa annehmen sollst.“

„Das ist aber fatal,“ murmelte Herbert enttäuscht, während er sich bemühte, seinen Hut unter den Blumen zu verbergen, „ich hatte ganz bestimmt darauf gerechnet.“

„Mein Gott, ja, das glaube ich dir ja gern. Aber immerhin kannst du mit dem Resultate zufrieden sein. Die Sache ist ja von Heide wohl nicht so ernst gemeint...“

Er schwieg plötzlich, und Herbert merkte mit Schrecken, wie er auf seinen Zylinder starre. Das Blut stieg ihm ins Gesicht, und unwillkürlich suchte er den fatalen Gegenstand den Blicken des Fremdes zu entziehen.

Edgars Neugierde war aber lebhaft erregt, und ungeniert schob er die Kinder Floras beiseite.



Ein Nachkomme Andreas Hofers.

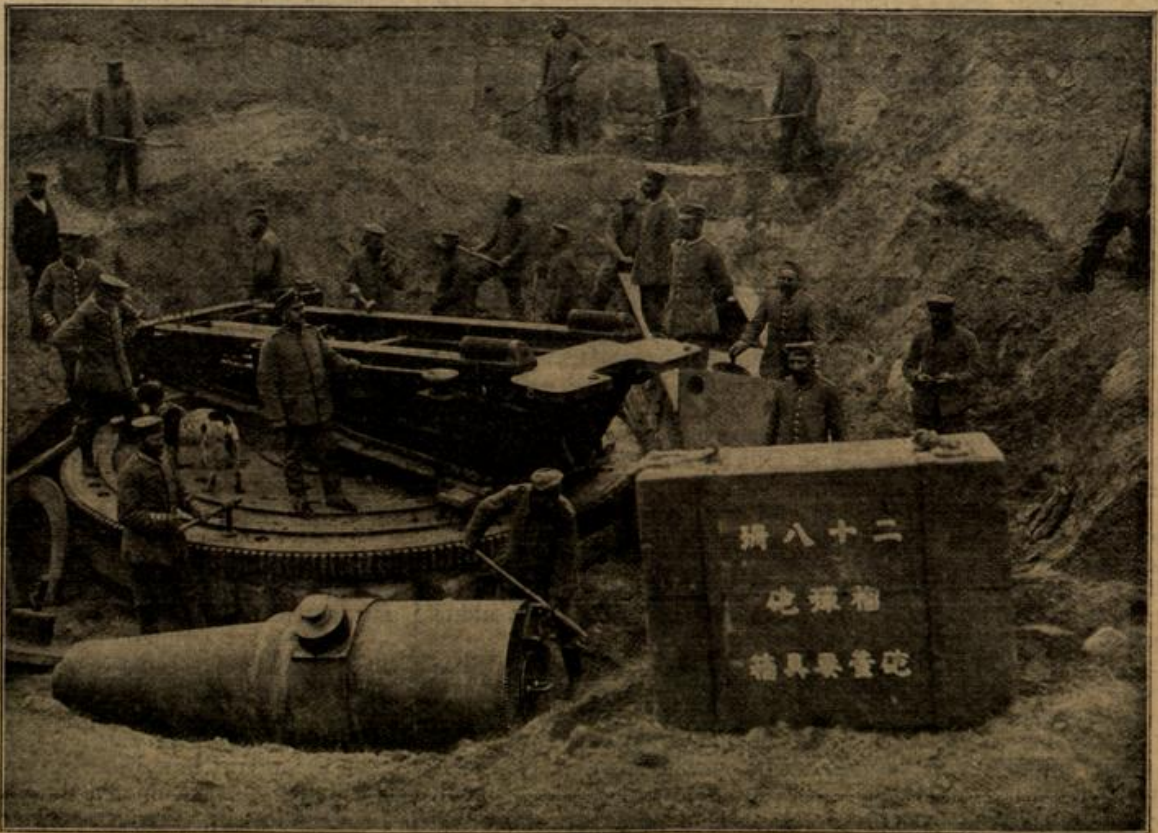
(Mit Text.) — Phot. Frankl.



General Graf Bothmer,
deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen am Styr befehligt.

ung schien vereitelt zu sein. Denn wie er schwer die Stufen emporstieg, bemerkte er auf dem Absatz über sich schon einen Besucher, der an der Einlaß begehrte.

Gerader wurden seine Schritte, seine Füße waren bleischwer, und der Schweiß brach ihm aus den Poren. Da aber nahm er wahr, daß dieser Mann vor ihm ohne Zweifel ein Hausierer war, ein Hausierer mit einem Zylinder, der auch nicht gerade elegant war, um die Form er ihn aber in dem Augenblicke beneidete. Er schloß ihm der Hand durch den Kopf, „ansprechenden“ Mann zum Tauschhandel zu lassen, aber da öffnete er schon die Tür, und ein Bruder erschien,



Bunde in der eroberten Festung Grodno. Phot. D. Bennighoven. (Mit Text.)

„Menschenkind,“ rief er lachend, „was hast du denn da für einen merkwürdigen Helm?“

„Ja, scheußlich — nicht wahr?“ stotterte Herbert. „Denk mal dieses Unglück — ein ganz neuer Hut!“

„Ja wie denn? — Überfahren?“ fragte der andere überrascht.

„Ja, denk mal, so ein Bsch. — Eine fatale Szene, kann ich dir sagen. Ich wäre selbst beinahe unter die Räder gekommen.“

„Tolle Geschichte,“ erwiderte Edgar, indem er das Monstrum lächelnd betastete. „n Auto — wie?“

„Omnibus!“ versetzte Herbert, und ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Alle Wetter,“ lachte Edgar, „der hat's gekriegt. Setz doch mal auf!“

„Tu mir bloß den Gefallen und laß jetzt deine faulen Witze, Edgar, — rate mir lieber, was ich machen soll. Ich kann doch unmöglich mit diesem Ding hier zur Hochzeit fahren.“

„Nee, Bester, das geht wirklich nicht.“

„Aber was soll ich denn tun? Versetze dich nur mal in meine Lage! Ich konnte doch nicht einfach umkehren — ich wurde ja hier erwartet. — Wenn ich natürlich gewünscht hätte, daß der Assessor meine Stelle hier eingenommen hat . . .“ Er zuckte die Achseln.

„Ja, was ist da zu machen?“ sagte Edgar gedehnt. „Geld hast du auch nicht?“

„Keinen Heller.“

„Kann ich mir denken,“ sagte Edgar nachdenklich, „ganz mein Fall. Aber hör mal,“ fuhr er nach kurzem Nachsinnen fort, „die Sache ist so verzweifelt nicht; du hängst das Ding einfach hier an und nimmst dir einen andern. Hier hast du ja die Auswahl. — Warte mal, — bloß nicht Vaters Hut — und meinen auch nicht. Rimm den hier, der gehört dem Assessor. Ich habe gesehen, daß er ihn hierher hängte.“

„Aber Edgar, das ist ja ganz unmöglich!“ protestierte Herbert.

„Ja, weißt du denn was Besseres?“ sagte lachend der andere.

„Gott nein, ich bin ja ratlos.“

„Na also. Wenn du jetzt hier ohne Hut kommst oder mit dem hier, dann ist die Sache schon von vornherein Essig; denn du weißt doch, wie Vater darauf sieht, daß alles korrekt zugeht.“

„Aber der Assessor?“ wandte Herbert besorgt ein.

„Der kann das eher vertragen, der hat Konnexionen. Jeder ist sich selbst der Nächste.“

Mit raschem Griff vertauschte er Herberts Hut mit dem des Assessors, drückte den letzteren seinem Freunde in die Hand und schob ihn lachend in den Salon.

Kun konnte er nicht mehr zurück. Er befand sich plötzlich mitten in der Gesellschaft, begrüßte den Onkel und die Tante, überreichte der Rosa seinen Blumenstrauß und durfte einen Moment die Finger der schönen Hedwig berühren, die in großer Aufmachung lächelnd an ihm vorüberauschte. Der Assessor stand in der Nähe und erwiderte seine Verbeugung kühl und gemessen, und seine Pose erschien Herbert wie eine Herausforderung.

„Habt ihr etwas miteinander?“ fragte Rosa ihren Vetter, da ihr das eigentümliche Verhalten der beiden auffiel. „Das war doch früher eine so hide Freundschaft.“

„Die Zeiten ändern sich, Rosa“, versetzte er. „Wie kommt er dazu, jetzt Hedwig fortwährend den Hof zu machen?“

„Tut er denn das?“

„Na, du siehst es doch selbst, und Edgar hat mir ja geschrieben, daß er jetzt alle Augenblicke zu euch kommt.“

„Ja, ja, die Hedwig,“ erwiderte sie mit halbem Lächeln, „die ist wie ein Magnet. Du bist ja auch sehr enttäuscht, daß du mit mir vorlieb nehmen mußt heute.“

„Aber Rosa, wie kannst du das sagen? Wir haben uns doch immer gut verstanden, und du kannst dir doch denken, daß ich froh bin, daß dein Papa mir nichts mehr nachträgt — er war doch furchtbar aufgebracht damals.“

„Ja, Herbert, das kann ich dir sagen: wenn du das Spielen nicht läßt, dann ist's aus. Einen Spieler will Vater nicht in der Familie haben.“

„Mein Gott, ich bin doch deshalb kein Spieler, — ich schwöre dir, daß ich keine Karte mehr berührt habe seitdem. — Aber es ist ja nun doch alles aus. Ich sehe ja, daß Hedwig mich nicht mehr mag, sonst hätte sie den Assessor nicht gewählt — ausgerechnet heute.“

„Deine Schuld, mein Lieber, warum hast du so lange nichts von dir hören lassen!“

„Na, wie konnte ich denn? Dein Vater hat mich doch damals direkt hinausgeworfen und mir das Haus verboten.“

„Ja, darin versteht er keinen Spaß. Aber er meint es nicht so.“

„Und du meinst, Hedwig hat sich noch nicht gebunden?“

Sie lachte und verbug ihr Gesicht in den Blumen, die er ihr gebracht hatte. „Abrißens,“ sagte sie dann, „wo hast du denn die teuren Blumen her?“

„Ach, frage mich nicht.“

„Na, die waren doch auch nur für Hede bestimmt.“

„Rosa, quäle mich nicht so, du bist doch immer sozusagen ein Schutzengel gewesen.“

„Na ja, mein Freund,“ erwiderte sie lächelnd, „du bist ja auch die Hoffnung noch nicht aufzugeben.“

„Wirklich nicht, Rosa,“ fragte er aufatmend, „trotz des Assessors?“

„Trotz des Assessors“, erwiderte sie lachend. „Aber sieh mal,“ fuhr sie leise fort, „wie der Assessor deinen Hut anfaßt.“

„Meinen Hut?“ sagte er betroffen, indem er einen flüchtigen Blick auf den Zylinder warf und sich so herumwandte, daß den Hut nicht mehr sehen konnte. „Du meinst, meinen Zylinder hat er angesehen?“

„Ja, das war ja auffallend — zeige doch mal!“

„Ich wüßte nicht, was daran Besonderes zu sehen wäre,“ setzte er unsicher und trat einige Schritte gegen das Fenster so daß er sich den Blicken seines Nebenbuhlers entzog.

Rosa war ihm gefolgt und betrachtete gleichfalls den Hut. „Aber Herbert,“ sagte sie plötzlich, „das ist ja des Assessors Hut. Wie kommst du denn zu dem? — Den hast du wohl drüben verwechselt?“

„Des Assessors Hut?“ stammelte Herbert erbleichend.

„Na ja, da steht doch sein Name drin!“ versetzte sie, in die Luft deutend. „Tausche ihn gleich wieder um, ehe er was merkt.“

„Unmöglich, Rosa!“ flüsterte er.

„Na, du siehst es doch selbst . . .“

In diesem Augenblick erschien der Bräutigam in der Tür und aller Augen wandten sich ihm zu.

„Schnell, Herbert!“ flüsterte Rosa. „Ich helfe dir suchen.“

„Es geht nicht, es ist unmöglich,“ versetzte er und hielt seinen Arm zurück. „Bloß verrate mich nicht!“

Rosa starrte ihn verständnislos an.

Inzwischen war aber das Signal zum Aufbruch gegeben worden, und langsam drängten die Anwesenden zur Tür.

Herbert war ganz verstimmt. Hätte er jetzt als einer der ersten den Ausgang gewinnen oder wenigstens den Treppenslur erreichen können, ehe der Assessor seinen Hut vermisste, so hätte das Unheil noch einmal an ihm vorbeigegangen. Bei seinem Standpunkt am Fenster aber, den er bisher innehatte, konnte nur als einer der letzten den Salon verlassen und bekam alles Geld bis auf die Reige zu kosten.

Der Raum leerte sich indessen schnell. Die Tante und der Onkel waren schon verschwunden, und nun traten auch Rosa und der Assessor in den Korridor hinaus.

Rosa sah ihren Begleiter fragend an, aber er zuckte nur los mit den Achseln.

Da wurde es plötzlich lauter draußen auf dem Korridor. Er hörte Edgars Stimme, die Bewegung stockte, und die Anwesenden drängten nach vorn und reckten die Hälse.

„Hat einer der Herren vielleicht seinen Zylinder vertauscht?“ rief Edgar draußen. „Meine Herren, das ist ja eine tolle Schicht — sehen Sie bloß, das ist ja der reine Teufelspudel.“

Herberts Füße waren bleischwer, aber er mußte vorwärts treten, mußte sich als Dieb entlarven lassen vor all den noch zusehenden — und doch hatte Edgar mehr Schuld als er. — Er schämte sich nicht, wie Edgar ihm verständnisvoll zublinzelte, er sah nur das Unglück vor sich und fühlte nach seinem Taschenrevolver, das immer bei sich trug.

Dabei überkam ihn plötzlich eine merkwürdige Ruhe.

„Komm, Rosa,“ sagte er, „nur nichts verraten; wir werden sehen, wie es abläuft.“

Lautes Gelächter erscholl auf dem Korridor. Der Assessor und Hedwig standen ratlos da, und Herberts Hut wanderte von der Hand zu Hand.

„Eine feine Marke!“ sagte einer der Herren lachend.

„Natürlich, die neueste Pariser Form!“ rief ein anderer.

„Herbert,“ sagte Edgar jetzt mit leiser Ironie, „hast du keine Ahnung, wer uns mit diesem antiquarischen Prachtstück beglückt hat?“ Herbert war einen Augenblick starr, aber schon im nächsten Moment kam ihm die Erleuchtung.

„Ja, das ist doch der Hut von dem Hausierer, der vorhin den Anspruch; der Kerl hatte so ein Ding auf.“

„Ach — der Hausierer!“ rief Edgar. „Natürlich; daß ich an . . . Pfui Deibel, der Hausierer!“ unterbrach er sich und den Hut mit allen Anzeichen des Abscheus zur Erde fallen.

Kerl hat Ihren Hut mit dem hier vertauscht, Herr Assessor, er in den durch die allgemeine Heiterkeit hervorgerufenen Moment das ist ja ganz klar. Aber fatal, äußerst fatal, daß das in unserem Hause passieren muß, Herr Assessor.“

„O bitte sehr,“ erwiderte dieser achselzuckend, „gegen Gewalt . . .“

Aber was machen wir denn bloß?" rief Edgar von neuem. Rosa, mein Gott, was hast du denn?"

Rosa lehnte an der Wand, hatte das Gesicht mit den Händen umfaßt und lachte, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen, dieses Lachen wirkte so ansteckend, daß die ganze Gesellschaft in erneute Heiterkeit ausbrach.

Bergerbild.



Wo ist der zweite Rindch?

Auch Hedwig kämpfte zwischen Lachen und Verdruß, und der Assessor sagte resigniert:

„Ja, gnädiges Fräulein — ich weiß nicht — unter diesen Umständen — so in unfertiger Toilette —“

„Nein, nein,“ rief Rosa dazwischen, „Herbert, du nimmst Hedwig mit in deinen Wagen, wir schaffen hier schon Rat. Aber nun fort, das Brautpaar muß jeden Augenblick kommen.“

Herbert näherte sich zögernd seiner Cousine; als er aber in ihren lachenden Augen ihre Zustimmung las, bot er ihr ohne weiteres den Arm, und nach einer zeremoniellen

Bewegung vor dem Assessor, die dieser lächelnd und achselnd erwiderte, eilten sie die Treppe hinab.

„Nun, Herr Assessor,“ rief Rosa, „die Rollen sind vertauscht; wir brauchen Sie keinen Zylinder. Glauben Sie denn, daß ich jemals Trubel ein Mensch darauf achtet? — Und wenn schon, führen wir eben eine neue Mode ein!“

Lachend und von den Scherzen der anderen Gäste begleitet, stieg sie die Treppe hinab; dann rollten die Wagen davon und verließen der Brautkutsche Platz.

Als Herbert am nächsten Morgen nach Hause zurückkehrte und sein Zimmer betrat, war Frau Krause gerade mit dem Staubsauger beschäftigt. Sie hatte eine schlechte Nacht gehabt infolge heftigen Argers mit ihrem Zimmerherrn und sah nun mit Entsetzen, daß er ohne Hut zurückkehrte.

„Der Hut war aber äußerst aufgeräumt, denn die Geister des Weines hatten noch ein wenig in seinem Hirn.“

„Guten Morgen, Frau Krause!“ rief er ihr entgegen. „Gut schlafen?“

„Nein, Herr Doktor — das können Sie nicht verlangen nach dem Tanz, den Sie gestern aufgeführt haben.“

„Tanz?“ sagte Herbert. „Ach, Frau Krause, der eigentliche Tanz ging erst los, als ich hier fort war.“

„Und der Hut, Herr Doktor?“

„Der Hut hat seine Schuldigkeit getan, Frau Krause. Denken wir uns zum ewigen Andenken auf, nämlich meine Cousine Hedwig und ich. — Der Hut stand mir so vorzüglich, daß ich einwandlos war, und so haben wir uns denn verlobt.“

„Nicht möglich, Herr Doktor!“ rief die Frau erfreut. „Da man also gratulieren?“

„Danke, danke, — ja, es kam überraschend, so gar nicht prognostiziert. Und dann habe ich ihn dem Assessor geborgt; Sie wissen doch, mit dem ich früher so befreundet war, — und auch er hat sich der Zauberhut bewahrt und seine Verlobung mit meiner Cousine Rosa herbeigeführt. Ja, ja, Frau Krause, das ist Sie man dem alten Bremer, der dem Hut diese ungewöhnliche Form gegeben hat; da staunt der Fachmann!“

Eine königliche Kunst.

Von F. Schröghamer-Heimdal, Leutnant d. Landw.

Die königliche Kunst ist das Geben. Die Linke soll nicht wissen, was die Rechte tut. Also eine vornehme, veredelte, verschämte Kunst und — eine sehr zeitgemäße.

Man zu welcher Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes das Geben notwendiger als heute? Und wann ist diese Kunst dem gemeinen und durchgreifender geübt worden als in der

Stunde der Not, in der Wochen und Monate währenden Hilfsbereitschaft?

Es wird ein unvergängliches, dem Opfermut der Freiheitskriege ebenbürtiges Ehrendenkmal der Geschichte des deutschen Volkes bleiben, daß alle Volksschichten im Geben einmütig zusammenstanden ebenso wie draußen die Streiter an den Landesmarken im Kämpfen.

Und doch, scheint mir, ist die Kunst des Gebens noch nicht so allgemein erfaßt worden, wie es dieser großen und ernsten Zeit würdig wäre. Es wird so vielfach vergessen, daß Geben etwas Königliches ist.

Zuweilen wird man immer noch daran erinnert, daß beim Geben nicht ausschließlich der selbstlose Zweck, den das Wort in sich begreift, im Auge behalten wird. Manchmal fühlt man sich zu sehr in die Zeit vor dem Kriege versetzt, wo man beim Geben so oft seinen Namen in den Vordergrund stellte: in die Zeit der Wohltätigkeitsbafare, wo man öffentlich und namentlich in die Erscheinung trat, oder der Armenbälle und der verschiedenen „Tees“, bei denen man sich die Schwundfucht antanzte, um zur Gründung einer Heilanstalt für unbemittelte Tuberkulose sein Scherlein beizutragen.

Das Unvornehme und Unzeitgemäße dieser Art Wohltätigkeit in gegenwärtiger Stunde fällt sogleich in die Augen. Damit soll aber über derartige Veranstaltungen nicht im ganzen der Stab gebrochen werden. Wenn sie dem ausgesprochenen Zwecke dienen, irgendeiner Kriegsnot oder sonstigen Not abzuwehren, so erfüllen sie ihre Aufgabe, vorausgesetzt, daß sich die Veranstaltungen und Darbietungen dabei selbst im würdigen, ernten und erhebenden Rahmen der Zeitvorgänge halten, Veranstaltungen also, aus denen der Besucher selbst vaterländisch angeregt und innerlich bereichert heimgeht.

Darbietungen aber, die auf den ersten Blick schon verraten, daß sie mehr dem persönlichen leichten und leichtem Vergnügen dienen als dem vorgeschätzten Zwecke der Linderung irgendeiner Zeitnot, entwerten die Kunst des Gebens zu einem Almosen oder zum Bettelstern, den man einem Kirchweihkrobaten in den Hut wirft.

Wenn man aber nur zu dem Zwecke gibt, um für sich selbst Vorteile oder Ehrungen zu erlangen, so ist das vielleicht menschlich, aber nicht königlich-vornehm und dem Ernste der Zeit angepaßt.

Ich erinnere mich eines typischen Erlebnis, das mich eben zu diesen Zeilen angeregt hat.

Ort der Handlung: Die Veranda eines vornehmen Hauses im Villenviertel der oberen Fehntausend. 5-Uhr-Tea. Personen: Papa, ein reich gewordener Viehhändler, Mama und Tochter, die beide unglücklich sind, weil Papa so gar keinen Titel hat als Privatier. Papa scheint sich darüber nicht zu grämen, denn er weiß, was er gearbeitet und verdient hat. Und wie ich weiß, hat er bereits reichlich gegeben und königlich dazu; denn er gab für alle Zweige der Kriegsfürsorge „ungenannt“.

So sitzen sie beim Tee, jedes eine Zeitung in der Hand. Und die Zeitungen bringen außer den Nachrichten vom Kriegsschauplatz noch andere Neuigkeiten: Ordensauszeichnungen und Ernennungen, die Bekannten zuteil wurden. Maier hat einen Orden bekommen, Kuhn ist Kommerzienrat geworden und Müller Hoflieferant, obwohl er nur Schmutztabak fabriziert! Bei den Tausenden, die sie spendeten, stand breit und protzig Name, Beruf, Straße und Hausnummer. Und der dumme Papa hat seine braunen Lappen immer nur anonym an die Sammelstelle abgeführt. Mama und Tochter bestürmten ihn, noch einmal in die Tasche zu greifen, und zwar diesmal nicht mehr ungenannt. Gott, wenn doch noch der „Kommerzienrat“ herausspränge! Und dann — wieviel Tränen werden dann getrodnet, wieviel Not gekündert!

Ein anderes Bild: Wie freute ich mich, als ich vom Felde heimkam ins Dörflein und sah, wie die Bäuerinnen das letzte entbehrliche Stück Leinwand, einen oft jahrelang gehüteten Hausschatz, an die Lazarette usw. abgaben, wie die alten Väter — die Männer und Burschen waren ja alle im Felde — ganze Fuhren Obst und Gemüse zur Stadt an die Sammelstellen für die Kriegsnot lieferten ohne irgendeinen anderen Zweck, als nach besten Kräften zu helfen, wo Kriegshilfe nottat. Und während war das Vorhaben einer alten Magd, die ihre hart verdienten Ersparnisse zur Kriegsanzleihe schenken wollte, weil sie nicht wußte, was Wesen und Zweck der Anleihe wäre. Das sind gefürstete Geberherzen, königliche Schenker.

Wie leicht muß die königliche Kunst des Gebens denen fallen, die durch den Krieg reich werden, die durch den Krieg in einer Woche oft mehr verdienen als sonst im ganzen Jahr? Diesen erwächst geradezu eine Geberpflicht, wenn sie daran denken, daß sie durch einen Umstand, der andere Mitbürger arm, elend und fröppelhaft macht, unverhältnismäßig bereichert werden. Es sollte

nicht notwendig werden, diesen Leuten einen Teil des ihnen durch den Krieg zufallenden Überflusses auf dem Steuerwege abzuschöpfen.

Der Gemeininn dieser Leute sollte nicht im Gold und in der Vier nach künftigen Luxus ersticken. Fünf Minuten Granatfeuer, das wäre so ein Radikalmittel für Verstopfte, aber es bedarf wohl nur des Hinweises darauf, um der Kunst des Lebens nicht den Königsmantel zu rauben.

Nie war ein gemeinsames, tatkräftiges Zusammenwirken, ein uneigennütziger Gemeininn notwendiger als gerade in diesen Tagen. Der Name und der Vorteil des einzelnen müssen jetzt unter- und ausgehen in der Hochhut der Vaterlandsliebe, die sich, soweit das Geben in Betracht kommt, ausdrückt in Zahlen, in Millionen und Milliarden, vom Bruder dem Bruder, von der Schwester der Schwester gesendet: königlich gegeben, namenlos, ungenannt.

So wie draußen im Felde auf einem stillen Hügel oft ein Kreuzlein steht ohne Schmutz und Namen — der Vorsturm gegen den Feind ließ keine Zeit dazu, den Namen einzuschneiden —, so wie draußen oft viele beisammen liegen ohne Kreuzlein sogar; aber der Kundige weiß, hier liegen die Besten, die alles gaben, Gut und Blut, Vater und Mutter, Weib und Kind, Geld und Gut, Heimat und Herd, die königlichen Ungenannten, die alles den Brüdern und Schwestern daheim gaben, die königlichen, heiligen, namenlosen Helden des Vaterlandes.



Schloßblen er: „Früher wurde das Schloß von Raubrittern bewohnt, die den Reisenden alles wegnahmen. Die heutigen Herrschaften haben's besser; die geben halt freiwillig das, was sie geben wollen!“

Gemeinnütziges

Praktische Winke zum Bräunen von Marzipan. Zur Weihnachtszeit bereiten viele Hausfrauen gern allerhand Konfekt für den Gabentisch selbst, namentlich das Marzipan, das, im Laden gekauft, recht teuer ist. Die sehr einfachen Rezepte für Marzipan finden sich in jedem Kochbuch vor, leider aber kein Wink gegen den leidigen Übelstand, daß das selbst bereitete Marzipan fast immer zu blaß ausfällt und dadurch an Ansehen einbüßt. Diese Kalamität rührt von der mangelnden Oberhitzung der

wöhnlichen Bratpfanne her, denn Marzipan bedarf viel stärkerer Oberhitzung als ein Braten oder anderes Garen. Um nun doch dem selbstbereiteten Marzipan die nötige Bräunung zu geben, so nehmen wir ein feines Sieb und geben es mit dem aus Konfitürengehäusen bezogenen rivalisieren zu lassen. Probierete eine findige Hausfrau solches einfache Mittel, das sich so glänzend bewährte, daß es zur Nachahmung empfohlen werden kann. Sie ließ eine große, eiserne Bratpfanne beim Kleiner mit einem gut schließenden Deckel aus Weißblech versehen, der einen 2-Zentimeter hohen Rand aufweist. Nach oben aufgeschlagen ist die Pfanne legte sie nun einen Ziegelscheit darauf ein Tablett mit dem Marzipangebäud und deckte nun den Deckel auf, der mit glühenden Kohlenstücken oder noch besser Holzstohlenwürfeln, man sie zum Heizen der Dalk-Öfen verwendet, bedeckt wurde. Die alte künstlicher Oberhitzung verfehene Methode wurde nun in das heiße Bratrohr geschoben, und schon nach zehn Minuten zeigte das Backwerk die gewünschte Goldfarbe, ohne von unten verbrannt zu sein. Der Oberhitzung leistet auch beim Baden von Makronen und Mürbeteuchen, sowie beim Bräunen großer Braten sehr gute Dienste.

Alteine Pfefferkuchen. 1 Pfund Honig, 1 Pfund Zucker, 2 Pfund Mehl, 3 Eier, 20 Gramm Pottasche, 1 Teelöffel Hirschhornsalz, eine reife Zitrone, 1/4 Pfund süße Mandeln, Pomeranzenschale, Zitrusgewürz nach Belieben, wird zu einem Teig gut verarbeitet, feingausgerollt und mit Formen ausgekochen, dann bei guter Hitze gebacken. Der Teig kann sofort gebacken oder einige Tage stehen gelassen werden. Im letzteren Falle geht er noch besser auf.

Schwefelöslöcher Düngung. wie Hornmehl, Lebermehl, Blut usw. müssen noch im Laufe des Winters in den Boden gebracht werden, wenn der Stickstoff für die Pflanzen rechtzeitig in die aufnehmbare Form überführt werden soll.

Das Verpflanzen der Maulbeerbäume ist nur bei Vorhandensein eines reichen Wurzelballens erfolgversprechend. Man darf daher die Bäume nicht ausschüttern, wie es bei dem Gehölzverpflanzen im allgemeinen im Gegenteil zu Koniferen — geschieht.

Zum Ahabarvertreiben wähle man nur recht starke Pflanzensetzlinge ganz gutem Wurzelballen. Um solche im Winter leicht zu erkennen, zeichne man dieselben an und bedecke sie auch mit einer Laubdecke.

Unsere Bilder

Der Übergang über die Donau. Zwischen dem 1. und 8. Oktober überschritten die deutschen und die österreichisch-ungarischen Heeresgruppen von der Save bis zum Eisernen Tor die stellenweise über einen Kilometer breite Donau. Der Bau der Schiffbrücken mußte teilweise während starker Beschickung vorgenommen werden, und während des Übergangs über den Strom herrschte zeitweise ein Orkan, der hohe Wellen gegen die Schiffbrücken trieb.

Ein Nachkomme Andreas Hofers. Der Hauptmann Simon Hofer vom Standschützenbataillon ist ein Nachkomme Andreas Hofers und kämpft gegen Italien. Er ist im Zivilberuf gleichfalls Wirt im Passeiertal.

Funde in der eroberten Festung Grodno. Das Artilleriedepot der Festung Grodno läßt unter Leitung eines seiner Schirmmeister durch heftigen Landsturm eine in der äußersten Fortslinie vergrabene russische 28-cm-Haubitzenbatterie japanischer Herkunft bergen.

Allerlei

— Inwieweit: „Also tut es Ihnen sehr leid, daß Sie Ihrem Nachbar eine Ohrfeige gegeben haben? — Bauer: „Sehr leid sogar! Ich bedaure nämlich, daß ich ihm nicht zwei gegeben habe!“

Menschliche Schnelligkeit. Ein Beispiel außerordentlicher Schnelligkeit im Laufen gab Johann Anton Fode, aus Böhmen gebürtig, als Läufer der Herzogin Amalia von Weimar. Im Jahre 1767 hatte die Herzogin eine dringende Botschaft an einen ihrer Minister, den geheimen Rat von Wipleben, zu senden, der sich in Karlsbad aufhielt. Fode wurde damit beauftragt. Nachmittags um zwei Uhr lief er vom Belvedere bei Weimar ab und übergab am folgenden Mittag zwölf Uhr seine Depesche dem Minister auf einem Spaziergange in Karlsbad. Hier wurde er nach wenigen Stunden wieder abgefertigt, und am folgenden Abend gegen acht Uhr war er wieder auf dem Schlosse Belvedere. Die Entfernung von Weimar nach Karlsbad beträgt 22 Meilen.

Die tapferen Frauen von Elbing. Herzog Swantepoll von Pommern lag mit den deutschen Ordensrittern in Fehde. Die Bürger Elbings waren sämtlich mit dem Orden gegen den Herzog ausgezogen, und nur die Frauen und Kinder waren in Elbing zurückgeblieben. Das mußte der Herzog erfahren haben, denn er beschloß, die Stadt zu überrumpeln. Als jedoch die Elbinger Frauen und Jungfrauen das Herannahen des herzoglichen Heeres bemerkten, da hielt die Frau des Bürgermeisters einen Kriegsrat mit andern Frauen ab und sie beschloßen, die Stadt zu verteidigen und bis auf die letzte Frau standzuhalten. Als bald warfen sich die Frauen und Jungfrauen in die vorhandenen Rüstungen, umgürteten sich mit Schwertern, ergriffen Schilde und Geschosse und bestiegen unter Posaunenclall die Wälle. — Der Herzog, erstaunt ob der zahlreichen Kämpfer, stand von einem Handstreich ab und zog sich zurück. Dadurch gelangten die Frauen Elbings zu hohem Ruhme und in den Ruf großer Tapferkeit.

Palindrom.

Es zieht durch mich der düst're Rauch; Rückwärts gelesen bin ich's auch.
Julius Fald.

Kreuzscharade.

1	2
3	4

1 2 gibt einen Namen an,
3 4 ist zäher Stoff Johann.
Durch deutsches Land zieht 1 und 3,
2 4 erscheint als Säugetier.
Ein Männername dir erscheint,
Wenn 3 und 1 du hast vereint.
Julius Fald.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Getre, Gerste. — Des Verwandlungsrätsels: Lind, Herat, Boren, Kairo, Giseq, Basel, Siena. — Rarissie.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.